

Die Corona- Tagebücher

*** Teil 6 ***

<http://www.literaturhaus-graz.at>

Mit Einträgen von:

Helena Adler, Bettina Balàka, Birgit Birnbacher, Melitta Breznik,
Ann Cotten, Nava Ebrahimi, Valerie Fritsch, Monika Helfer,
Lisz Hirn, Lucia Leidenfrost, Christian Mähr, Robert Pfaller,
Benjamin Quaderer, Julya Rabinowich, Angelika Reitzer,
Kathrin Röggl, Thomas Stangl, Michael Stavarič, Daniel Wisser

Die Corona-Tagebücher. Ein Projekt des Literaturhauses Graz

Konzept: Klaus Kastberger

Redaktion: Agnes Altziebler, Elisabeth Loibner

Weitere Infos:

agnes.altziebler@uni-graz.at

Tel. (derzeit): 0664/8565146

© Bei den Autorinnen und Autoren. Nachdrucke nur nach deren schriftlicher Genehmigung und mit dem Hinweis: Der Text ist Teil des Projekts „Die Corona-Tagebücher“ des Literaturhauses Graz.

INHALT

<u>HELENA ADLER: QUARANTANAMO 6</u>	<u>3</u>
<u>BETTINA BALÀKA</u>	<u>5</u>
<u>BIRGIT BIRNBACHER</u>	<u>7</u>
<u>MELITTA BREZNIK: CORONA TAGEBUCH</u>	<u>8</u>
<u>ANN COTTEN</u>	<u>9</u>
<u>NAVA EBRAHIMI: CORONA TAGEBÜCHER 6</u>	<u>12</u>
<u>VALERIE FRITSCH: CORONA TAGEBÜCHER 6</u>	<u>14</u>
<u>MONIKA HELFER: CORONA 6</u>	<u>15</u>
<u>LISZ HIRN</u>	<u>16</u>
<u>LUCIA LEIDENFROST: CORONA TAGEBUCH (TEIL 6)</u>	<u>18</u>
<u>CHRISTIAN MÄHR: CORONATAGEBUCH 6</u>	<u>19</u>
<u>ROBERT PFALLER: CORONA-TAGEBUCH TEIL 4</u>	<u>21</u>
<u>BENJAMIN QUADERER</u>	<u>22</u>
<u>JULYA RABINOWICH: ECHOKAMMER 6</u>	<u>24</u>
<u>ANGELIKA REITZER</u>	<u>25</u>
<u>KATHRIN RÖGGLA: DIESE WOCHE: DIE NORMALSTERBLICHEN</u>	<u>28</u>
<u>THOMAS STANGL</u>	<u>30</u>
<u>MICHAEL STAVARIČ: CORONA-TAGEBUCH TEIL 6</u>	<u>33</u>
<u>DANIEL WISSER: CORONA DIARIES</u>	<u>37</u>
<u>BIOGRAFIEN</u>	<u>39</u>

Helena Adler: Quarantanamo 6

13.-20. April 2020

T. und ich klettern ins Gehege, die Au ist menschenleer und Tierreich. Das Maigrün des Aprils hypnotisiert unsere Augen, alles grünt so grün, dass uns gründlich schwindelig wird von diesem Waldrausch. Das Frühlingsaroma bläst seinen Knoblauchatem in unsere Gesichter. Buntspechte bearbeiten Birken. Die Rehe zittern im Dickicht, weil sie schon spüren, dass sie auf der Strecke bleiben, sobald sich der grüne Suzuki anpirscht. Der Jäger zielt aus dem Stand und Stehgreif auf alles, was sich in seinem Revier regt, um seine Wampe aufzufetten und seine Trophäen aufzuforsten. Ein Wildschwein, das mich an meinen inneren Schweinehund erinnert, visiert uns an. Es hat seine Frischlinge mit den Ildefonso Streifen nicht unter Kontrolle und resigniert wie eine überforderte Kindergärtnerin. Wir pflücken Bärlauch, reißen die Blätter in Büscheln aus und stopfen sie in unseren Rucksack.

Am Heimweg schaue ich in den Rückspiegel und bemerke meine letzten angeleimten Wimpern, die kreuz und quer abstehen und schon aussehen wie die Borsten der Muttersau. Dazu fällt mir das Interview mit K.G. ein, ein Ausnahmegespräch, in dem ich aussehe wie Marilyn Manson in männlich. Neben anderen schiebe ich es auf die fehlende Bildqualität. Ich! Ich bin das fahle Pferd, stelle ich fest, ziehe meine Mundwinkel nach unten und schürze meine Unterlippe. K.G. formuliert wunderbare Fragen: Die Figur, die im Zentrum Ihres Debütromans steht, ist eine, die sich zu wehren weiß: Ist Schreiben eine Form von Sich-Wehren? Wenn ja: Wogegen? Und ich antworte so, wie mein verwachsener Schnabel klappert, und wenn er klappert, dann scheppert's. Meistens.

Sprache bedeutet für mich oft so etwas wie ein Kontern gegen die Welt, auch gegen ihren Status quo, den ich schon lange vor C. nicht mehr ausgehalten habe. Ich spreche von einem Weltzorn, ein Existierzorn, ein Existenzzorn, vor allem ein Ablebezorn. Es ist ein sich Wehren gegen die Zumutung des Lebens an sich. Gegen die Zumutung der Bewusstheit über das Sterben seiner Liebsten und das eigene Sterben. Ein kompletter Rundumschlag. Ein verbaler

Widerstand gegen diese Hineingeworfenheit in die Welt, ein sich Auflehnen gegen den Umstand, dass man nie gefragt worden ist, ob man geboren werden will oder nicht. Wir besitzen später vielleicht eine Art freien Willen, aber nicht so etwas wie eine pränatale Entscheidungsmöglichkeit. Diese Wahl hatten wir nie. Darüber möchte ich wüten. Über dieses Ausgesetzt-worden-sein. Die Sprache ist für mich das wirksamste Verteidigungsattribut, das ich besitze, auch, wenn ich bestimmt gut zuschlagen könnte. Es existieren also zwei große Demütigungen in unserem Leben: Die Darmentleerung und die Lebensentleerung, das Sterben. Darum wird Sterben oft auch als Abkacken bezeichnet. Das ist eine Verhöhnung, der wir nicht entkommen. Und der einzige Trost liegt im Kollektiven, denn wir wissen: da muss jeder einmal durch, niemand kommt lebendig heraus.

Zuhause pürrieren wir den gesamten Bärlauchbuschen und vermengen alles mit Olivenöl und gemahlene Walnüssen. T. findet das Pesto zu scharf, Gott sei Dank, denn ich genieße nur mit Vorsicht, weil man doch nie weiß wegen der Herbstzeitlose und so weiter. „So blöd kannst du doch nicht sein“, sagt L. am Telefon, aber ich weiß: ich kann. Ich esse drei Knoblauchzehen nach, um meinen Mund zu desinfizieren und meinen Atem zu schärfen. Nach einer halben Stunde plagen mich Bauchschmerzen, ich rufe bei der Vergiftungszentrale an, um zu fragen, ob ich mich sicherheitshalber übergeben soll, weil: man weiß ja nie. Nein, beschwichtigt man mich, einfach abwarten. Wahrscheinlich nur eine Knoblauchvergiftung. Früher ist mir das mit den Tschick passiert, denke ich und klopfe mir auf die Schulter. Zur Sicherheit rufe ich M., unseren Hausfreund an, der beim Roten Kreuz arbeitet. Er beruhigt mich und beendet unser Gespräch mit seinen Lieblingsfloskeln: „Jeder muss einmal Sterben“, sagt er erquickt und meint, dass er mich im Notfall notschlachten könnte.

Es existieren also zwei große Demütigungen in unserem Leben: Die Darmentleerung und die Lebensentleerung. Wiederhole ich und gehe aufs Klo zu einem Happening.

Bettina Balàka

19.4.2020

Es ist schon etliche Jahre her, dass ich eine Diskussion mit einem Katholiken führte, der tatsächlich an Gott glaubte. 2012 war es – das weiß ich deshalb, weil sich eines meiner Argumente auf Felix Baumgartner und seinen Sprung aus der Stratosphäre bezog.

„Wenn du Felix Baumgartner wärst“, sagte ich zu meinem Gesprächspartner, einem Religionslehrer, „und einen Sprung aus der Stratosphäre machen wolltest – würdest du dich für dieses Unternehmen lieber auf die Berechnungen von Wissenschaftlern verlassen, oder würdest du ein paar Priester bestellen, die für dich beten?“ Natürlich sei das ein Fall, in dem Physiker bessere Hilfestellung leisten könnten als Priester, sagte er. Das sei aber noch lange kein Argument dafür, die Existenz Gottes in Frage zu stellen. Ich bat ihn also um ein Beispiel für eine Situation, die seines Erachtens für die Existenz Gottes sprach. „Was du vorhin gemacht hast, die Rede, die du gehalten hast – das war ein Beweis dafür“, sagte er. Die Rede, die ich gehalten hatte, war eine Laudatio für einen kleinen Literaturwettbewerb gewesen. Als einzige Jurorin hatte ich ein Thema vorgegeben und aus den Einreichungen drei Preisträger auswählen dürfen. In meiner Rede hatte ich die Siegertexte aus vollem Herzen gelobt und ihre Vorzüge eingehend dargelegt. Was mein Gesprächspartner meinte, war: Ich hatte den Preisträgern eine Freude gemacht, vielleicht mehr als in rein professioneller Hinsicht notwendig gewesen wäre. Dass Menschen zu anderen Menschen nett sein können, war für ihn ein Anzeichen dafür, dass da mehr ist als nur materielle Existenz. Um das Vorhandensein von Menschlichkeit (die im Übrigen auch unter Tieren zu beobachten ist) zu erklären, genügte mir aber die Evolutionstheorie. Zugegeben, die Annahme, dass Nettsein einen Überlebensvorteil bringt, ist nicht so anrührend wie die Vorstellung von einem übersinnlichen Vater, der unsere Herzen mit Liebe erfüllt.

Auch wenn das Verbreiten von Seuchen zum traditionellen Portfolio der Götter gehört, um die Menschen zur Raison zu bringen, maßen sich die Mittler zwischen diesen Parteien heute eher selten an (evangelikale Megachurch-Pastoren

und dergleichen ausgenommen), den Wissenschaftlern bei der Bekämpfung einer solchen dreinzureden. Nicht mehr allzu viele glauben, sie könnten durch Gebete Infektionen verhindern, Wunder wirken, Erstickende atmend machen. Wenn es ernst wird, hält man sich doch lieber an Mathematiker für Berechnungen, an Mediziner für Therapien, an Immunologen und Virologen für die Entwicklung eines Impfstoffs. Und wenn Maßnahmen empfohlen werden, um das Infektionsrisiko zu senken, setzt sie auch der Gottvertrauende um.

Ausnahmen sind streng religiöse Gemeinschaften, wo das Gebot Gottes, wenn nötig, auch unter Lebensgefahr eingehalten werden muss. Entsprechend hoch sind in diesen die Infektionsraten. Denn Gott hält seine Hand nicht schützend über seine Schäfchen. Im Gegenteil, je treuer man ihm dient, desto mehr scheint er einen zu strafen. Zuhause bleiben, sich isolieren, sich nicht versammeln brächte vielleicht die Lösung, aber nicht die Erlösung. Lauter Eremiten kann eine vom Glauben eng zusammengezurrt Gemeinschaft schwer verkraften, nur die Masse versetzt einen in den heiligen Rausch. Von ihrem Schöpfer besonders geprüft werden wie so oft die Frauen. Orthodoxe Jüdinnen müssen den Zustand der „Unreinheit“, in den sie ihre Periode bringt, jeweils eine Woche nach Ende derselben durch ein rituelles Bad in einem von vielen benutzten öffentlichen Becken (mikvah) aufheben. Viele tun es mittlerweile unter beträchtlicher Angst. Selbst der blindeste Glaube kann schwer vor der Erkenntnis schützen, dass die spirituelle Reinigung unter dem Bruch faktischer Hygienevorschriften erfolgt.

An einem Samstagabend im Lockdown, auf einer Bank vor einer Kirche sitzend, bemerkte ich, wie in einen Seiteneingang derselben eine erhebliche Zahl von Menschen ging. Nach und nach, einzeln oder zu zweit, mit Mund-Nasenschutz gingen sie hinein: Eine illegale Messe! Eine Heilige Messe zu feiern, wenn es die staatlichen Mächte verboten hatten – das war seit der Römerzeit der sicherste Weg, um zum Helden des Herren zu werden. Gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist, und gebt Gott, was Gottes ist! Und Gottes ist es, sich in seinem Namen zu versammeln, denn: „Wo zwei oder drei in meinem Namen versammelt sind, da bin ich mitten unter ihnen.“

Kirchen, Moscheen und Synagogen sind geschlossen, die allermeisten religiösen Autoritäten haben sich den Vorgaben der Weltlichkeit gebeugt. Der skurrile Fall des ultraorthodoxen israelischen Gesundheitsministers, der sich eher an religiöse denn an virologische Notwendigkeiten hielt und prompt positiv auf Covid-19 getestet wurde, zeigt, dass der Konflikt zwischen staatlichen Aufgaben und tief eingebrannten Überzeugungen auch in ein und derselben Person vereint sein kann. Aber was denkt sich ein religiöser Mensch, was Gott sich dabei denkt? Er prüft mich. Seine Wege sind unergründlich. Vielleicht tut er es sogar aus Liebe.

Birgit Birnbacher

14.04. wir feiern den vierten geburtstag meines kindes und versuchen, möglichst viel so wie immer zu machen, was uns mäßig gelingt. wenigstens kuchen und geschenk sind gleich, und dass ich wie jedes jahr weine, wenn wir singen.

17. 04. fasziniert schaue ich mir die mobilitätsgrafiken an. unser radius hat sich von 12 auf 3 kilometer verkleinert. ich bin mit meinen 3 kilometern zufrieden, aber das ist nur glück, weil ich so weit draußen wohne, und gewohnheit, weil ich während der letzten jahre ein buch geschrieben habe und sowieso nicht viel weiter gekommen bin.

17.04. außerdem, der ewige wald. mich nervt der wald und das gerede über die erholung in der natur, dieses ewige murmeln zur selbstberuhigung, um nicht durchzudrehen.

17.04. in der pressekonferenz des vizekanzlers und der staatssekretärin für kunst und kultur gesteht man uns mit dem gestus eines mittelscheiteltäschelns zu, ein wirtschaftsfaktor zu sein. als einnahmenloser wirtschaftsfaktor sollen wir uns aber jetzt noch eine ganze weile ruhig verhalten. uns fällt dann schon was ein.

18.04. außerdem, dieses ewige vermischen von kreativität und kunst.

Melitta Breznik: Corona Tagebuch

Karsamstag 11.4.2020

Früher sind wir nach der Messe am Samstagabend zum großen Osterfeuer gegangen, das ein paar Burschen auf einem Hügel entzündet hatten. Es war mehrere Meter hoch, zumindest in meiner Erinnerung als kleines Mädchen an der Hand meiner Mutter oder auf den Schultern meines Vaters. Eindrücklich war zu sehen, wie die alten Autoreifen glühend vor sich hin glogen und die knacksenden, knarrenden, sirrenden Flammen wild ihre Funken in den schwarzen Himmel schickten. Ich habe mein eigenes kleines Osterfeuer entzündet, kultiviert und kontrollierbar im offenen Kamin hinter dem Haus, wo wir im Sommer manchmal über dem Rost unsere Lammkoteletts braten. Ostern war immer etwas Besonderes, die leichte kühle Luft im warmen Sonnenschein beim Eier suchen im Garten. Alles würde gut werden.

Ostersonntag 12.4.2020

Es herrscht eine eigenartige Stille im Tal. Selten fährt ein Auto auf der Hauptstraße, so leer ist die Landschaft sonst nur im Mai, wenn alle Tourismusbetriebe geschlossen sind und die Hotelbetreiber und Geschäftsleute in südliche Gefilde flüchten. Mir ist diese Ruhe recht, auch der Unterschied zur sogenannten „Saison“, in der ich mir dann immer denke, dass sie alle wieder gehen müssen, aber ich kann hierbleiben und habe dann diese Landschaft für mich. Auf meinem gestrigen Spaziergang habe ich auf fünf Stangen der Schneekanonen Krähen sitzen sehen, so als ob sie den Winter für beendet erklärten. Die Wiesen beginnen langsam zu grünen, doch die Freude währt nur kurz, denn seit letzter Woche haben sich alle Bauern des Dorfes darauf geeinigt die Jauche auszufahren. Die ganze prächtige Landschaft ertrinkt in grauenhaftem Gestank. Trotzdem ziehe ich täglich meine Runden, suche am Waldrand Wildkräuter, die nach und nach aus dem Boden sprießen, pflücke Erika, die ich zu Hause in eine Vase stelle und dabei fällt mir die Mutter eines Exfreundes mit selben Namen ein, der ich einmal versprochen hatte, mit ihr gemeinsam in dieses Bergtal zu fahren. Die Reise kam nicht zustande, sie starb ein Jahr später.

15.4.2020

Angst vor dem Tod? Bis jetzt hat mich das noch niemand gefragt. Wenn ich mir selbst antworte, dann sage ich ja, wahrscheinlich, es kommt immer drauf an, wie beeinträchtigt mein Gesamtorganismus durch Fieber ist, wie benebelt meine Wahrnehmung. Die schwierigsten Momente bei der jetzt grassierenden Erkrankung scheinen, wie Kollegen berichtet haben, kurz vor der Intubation zu sein, noch ein Gruß ins Smartphone an die Frau, die Kinder, den Mann, die Mutter. Dann wird es plötzlich finster um einen, man versinkt im Dunkeln, das dann wieder hell werden wird, nach zehn oder zwanzig Tagen, in denen sich die Pflegerinnen um die Ausscheidung, das Wundliegen kümmern, den Körper drehen und wenden, durchbewegen. Er kommt näher, der Tod, treibt sich im Freundes- und Bekanntenkreis herum. Ein Kollege hat mir gestern erzählt, dass ein Freund von ihm in der Lombardei zwei Tage nach der Einlieferung ins Spital verstorben ist. Den Hausarzt seiner Mutter konnte man nach vierzehn Tagen wieder aus der Intensivstation entlassen. Hier ist es ruhig, im Spital heute nur zwei Verdachtsfälle, die Zahl der Infizierten im Tal steigt sehr langsam.

Ann Cotten

16.4. Die Maßnahmen werden schrittweise zurückgenommen, das Fenster geht wieder zu – dieser Satz klingt mir oder soll ausdrücken dieses bei Zeitfenstern doch eigentlich sehr starke Gefühl, oder, der verpassten Chance, der Möglichkeiten, die man erst im Nachhinein mit der Sicherheit realisiert, die es erlauben würden, einem als scheuem Pferd einen Fuß auf die wacklige Brücke neuer Verhaltensweisen zu setzen (wobei man es ständig macht, und solange es nicht bewusst wird, ist es auch ganz leicht).

Supermario-Ästhetik, Blocks und Balken, die sich verschieben – so könnte man sich auch die Konzerne und großen wirtschaftlichen Faktoren visualisieren, die nur mit der Sprache der Statistik erfasst, also richtig wahrgenommen werden können – wie Corona – (früher bedeutete das ja doch auch diesen Son-

nenkranz, den man auch nicht mit nacktem Auge studieren sollte). Die ausgeklügelte und von Experten umsorgte Balance dieser *Faktoren*, zwischen Stabilität und Dynamik eingeklemmt in notwendig kubistische Dogmen des Managements, blockiert unter normalen Umständen tendenziell gesellschaftliche Veränderungen bzw. lenkt sie zu merkwürdig verzogenen, toxischen Mischungen aus neu und altbacken. Etwa im Namen der Stabilität zu bestimmten Anpassungen im Namen des Fortschritts gezwungen, von anderen abgehalten zu werden. Wichtig ist beim konsumentenorientierten Entscheiden, ob im ewigen Pas de deux von Fernsehprogramm und Einschaltquoten oder Trends bei Damenunterwäsche, gilt immer das Gewicht der Masse, das nur mit *deployment* von massiver Propaganda mobilisiert werden kann, diese zu beschließen braucht das Argument der möglichen Masse. Feedback-Loops determinierten schon lange vor Facebook unsere Lebenswelt.

Kurz waren jetzt durch die abstrakt auf alle verteilte Todesgefahr die Verhältnisse gelockert. Wollte man ein statistisches Mittel finden, Gefahr auf alle zu verteilen, ein Virus mit hoher Dunkelziffer ist das Allerbeste – dasselbe Muster wie Terror, verschwindende Menschen. Ist ja auch alles, gewissermaßen, vom Schnitter abgesehen, aus dessen Kapuze ein Vergnügen über die Arabesken der Mathematik grinst. Angesichts des Ereignisses einer ungewöhnlich klar kommunizierten, zu wirtschaftlichen Prinzipien gegenläufig dynamischen Statistik wurden die Beziehungen zwischen Gesellschaft und Wirtschaft neugeordnet. Noch besser, die fixierten relativen Werte waren erst einmal suspendiert, ohne schon eine neue Ordnung einzustellen. Während ich dies schreibe, sind sie immer noch offener als sonst, ich fühle geradezu das Spiel, das uns zur Verfügung steht, und das wir hauptsächlich mit Gerede ausfüllen, anstatt zu schaukeln, was geht, um unsere Fesseln zu lösen.

Jetzt wäre der Moment, wo in Action-Filmen die etwas träger als das Publikum begreifenden Heldenennie endlich tätig werden. Ab jetzt zieht die Musik an und bis der letzte Millimeter vom Tor zur anderen Welt, das einmal alle tausend Jahre für 24h offen steht, wieder zuknirscht, schlüpfen doch alle noch durch auf die andere Seite.

Aber wir sind ja nicht im Märchen. Wir sind die Realistennni mit den Ersatzglühbirnen, und Realismus heißt, alles, was über die Annahme hinausgeht, dass alles auf immer ungefähr so bleibt, wie es ist, ist zu kompliziert zu kalkulieren und kann daher in der sicherheitsorientierten Verhaltensrichtlinie nicht vorkommen. Der sogenannte Instinkt – das mathematische Gefühl, das wie ein Hund schneller als das absichernde bewusste Denken vorausrennt, zurückkommt, vorausrennt – ahnt - -

18.4.2020 abends

Der Vermieter hat seinen ehrenwerten Lakai Blumen vorbeibringen lassen. Eine Armada von Atern, wo ich nicht so richtig weiß, wohin damit, vor allem mit den lilanen. Weiters zwei arm aussehende Geranien, die ich sofort vor dem Küchenfenster pflanze. Das sitzt. Eine kleine Nelke und drei Hortensien. Hortensienrecherche steht an. So erfahre ich, dass – eben gerade die Sorte Bauernhortensie oder *Hydrangea macrophylla* – angeblich von Sir J. Banks 1788 aus Japan geholt wurde – was aber nicht sein kann, merke ich, denn Sir Banks war nie in Japan. Also: holen ließ. In den Kew Gardens wurden sie von einem deutschen Gärtner entdeckt, der für Paris arbeitete, sie aber auch in Dresden einführte, wo ihr Debüt wohl als das allererste Blaue Wunder gelten kann, vermutlich an den Rabatten des Japanischen Palais. Vielleicht. Ist jetzt meine Fantasie.

Banks war ein großer Netzwerker, der auch Humboldt später mit seinen Connections sehr förderte, auch ein zentraler Befürworter der Etablierung der Strafkolonie auf Australien war, aber auch das erste Englische Wörterbuch der Sprache der Australien Aborginals besorgte, wenn man hier Wikipedia glauben darf. Er verbreitete auch das Wort Kanguru. *Kanguru mo kangaeru*, auch ein Kanguru kann denken, heißt es in einem japanischen Stöhnwitz, ich denke an die Hebelkraft in Beinen von Känguruhs, Hasen und künstlichen Unterschenkeln für Athletennni. Banks verlor ironischerweise im Alter den Gebrauch seiner Beine und wurde im Rollstuhl zu den botanischen Vereinssitzungen gerollt.

Halbschatten also für Hortensien. Jetzt zu den Atern. Chrysanthemem, Pardon.

Nava Ebrahimi: Corona Tagebücher 6

16.4.

„Auch meine Frau ist nah an der Verzweiflung.“ (Alexander S. Kekulé, Virologe)

„Das Corona-Virus hat mir alles, was ich liebe, genommen.“ (A., Sohn/Schüler)

„Ich brauche keine Pointe.“ (Y., Sohn/Kindergartenkind)

„Andere träumen von der Südsee. Ich träume halt von den Bergen in Tirol. Ich liebe dieses Land, verstehen Sie?“ (Karl Friedrich Sattmann, Unternehmer)

„Das Schicksal von Max Wright geht mir irgendwie nah.“ (Matthias, Ehemann)

17.4.

Immer noch auf der Suche nach der richtigen Form. Gilt für Tage und potenziert für Texte über Tage.

18.4.

Auf dem Rückweg vom Billa gehe ich einen kleinen Umweg und an dem Haus vorbei, in dem eine Freundin im Hochparterre wohnt. Ich sehe sie durch das Fenster, sie sitzt am Esstisch, offenbar in etwas vertieft. Ich winke, sie dreht den Kopf, winkt zurück. Einen Moment lang sieht es so aus, als bliebe sie sitzen, und einen Moment lang fällt alles in mir zusammen.

19.4.

Ich habe mich dasselbe gefragt wie Christian Mähr in seinem Corona-Tagebuch, Episode 4: Wieso nimmt hier eigentlich niemand Bezug aufeinander? Mir scheint es manchmal, als säßen wir alle an einem Tisch, doch als redete jeder etwas vor sich her, jeder gefangen in seinem eigenen kleinen Kosmos. Ich habe einmal etwas über den Beitrag einer anderen Autorin geschrieben, es aber wieder gelöscht. Es kam mir übergriffig vor.

Dieses „peinliche Aneinandervorbeischauchen“, wie du, Christian Mähr, es nennst, entspricht dem peinlichen Aneinandervorbeigehen, wenn einem jemand auf dem Bürgersteig mit Mundschutz entgegenkommt. Manche wenden

sich auf selber Höhe, im Augenblick der größten physischen Nähe, ab. Ich weiß, dass ich das nicht persönlich nehmen darf.

Benjamin Quaderer: Ich habe mir 2020 auch anders vorgestellt.

Wenn auch nicht im Detail. Als Kind glaubte ich fest daran, dass etwas niemals so eintreten würde, wie ich es mir vorstellte, deshalb unterdrückte ich stets das Bedürfnis, vorfreudig erwartete Ereignisse in Gedanken auszumalen. Sedimente dieses Aberglaubens lagern bis heute in mir.

Bei meinem Debütroman verstrichen zwischen Verlagsvertrag und Veröffentlichung zwei Jahre. Das Warten zermürbte mich so sehr, irgendwann glaubte ich nicht mehr daran, die Veröffentlichung noch mitzerleben. Ich war mir fast sicher, dass ich vorher sterben würde.

Bald ist dann Weihnachten und 2020 vorbei.

20.4.

Innenschau; halte ich nicht mehr aus. Mich nerven meine Schriftstellernöte. Was an mir ist überhaupt noch Schriftstellerin? Wer mich in meinem Alltag ein paar Tage lang begleitete, käme nicht auf die Idee, ich sei Schriftstellerin (außer vielleicht montags zwischen 20 und 23.59 Uhr, wenn ich mein Corona-Tagebuch schreibe).

Außenschau; Corona und die Favelas in Rio, die Tagelöhner in Indien, die Textilarbeiterinnen in Bangladesch, die Slums in Lagos, die illegalen Migrantinnen und Migranten in den USA, die Familien in den griechischen Flüchtlingslagern, in Idlib. Die Afghaninnen und Afghanen, die in Scharen den Iran verlassen – die freiwillig nach Afghanistan zurückkehren, das sagt bereits alles über die Lage im Iran aus – und das Virus mitnehmen. Die Roma in Mittel- und Südosteuropa. Die Kinder in Österreich und sonst überall in den reichen Industrienationen, denen die warme Mahlzeit in der Schule abgeht und mit denen bei schönem Wetter niemand Fahrradausflüge unternimmt. Wie soll ich *das* aushalten?

Worauf soll ich meine Aufmerksamkeit richten?

P.S. Puzzeln ist keine Option.

Valerie Fritsch: Corona Tagebücher 6

20. April 2020

Die Menschen stehen in den Wiesen und schauen ins Rot der gegen die Sonne geschlossenen Augen. Man hat Sehnsucht nach Dingen, die über die Wirklichkeit und ihre Funktion hinausgehen. Einen Hunger nach Unverfügbarem, Schönem, Unnötigem, dem Süden, dem Meer. Man möchte sich unvernünftige Gefühle leisten, eine unkluge Reaktion, eine kleine Grausamkeit, die niemand braucht, Fehler, für die man in schlechten Zeiten keinen Platz und keine Zeit hat. Es verlangt einen nach ungefügigen Gedanken, die verheerend sind, wenn sie in die falschen Hände geraten, winzigen Gemeinheiten, Eifersüchteilen, Störungen und Verstörungen, die das Kontinuum der Tage unterbrechen. Sehnt sich nach einer handgemachten Katastrophe in der Katastrophe. Fett will man werden an der mageren, hungernden Welt. Aber man ist eingesperrt im Haus der guten Absichten. Wer drin wohnt, schläft auch stets in seinen Sterbekleidern, damit er alles richtig macht, für den Fall, dass er nicht wieder erwacht. Jeder Baum ist eine Telefonzelle der großen Liebe. Unter jedem Baum steht dieser Tage ein Liebender, dem eine Entfernung passiert ist. Unter einem Kirschbaum steht ein Mann und sagt ins Telefon: Ich rufe Dich an, um Dir zu sagen, dass ich weit weg bin, unter einem Apfelbaum küsst eine Frau die Stelle des Geräts, aus der die Stimme kommt. Nur die Hunde gehen bloß von einem zum anderen und heben das Bein. Neben einer Buche entschuldigt sich bedauernd eine Dame im Sonnenschein für das schlechte Wetter, an der Fichte schweigt ein Herr in den Apparat, bei der Blutpflaume am Gartenrand schaut ein Mädchen zu Boden und meint: vielleicht ist es wahr.

Monika Helfer: Corona 6

Post von meiner Freundin aus Madrid. Sie wohnt in einer Mietwohnung und kann vom Fenster aus auf den Retiro-Park sehen. Ihre Tochter Martina steht auf dem winzigen Balkon und ruft: „Mama, Zeit zum Klatschen!“ Es ist Abend und auf allen Balkonen stehen Leute und klatschen, das ist zur Gewohnheit geworden. Sie danken damit den vielen Menschen, die in der Krise mit dem brutalsten Mundschutz arbeiten, den ganzen Tag damit zubringen müssen. Das ist sehr aufreibend, jeder von ihnen seufzt, wenn er davon spricht.

„Mama, schau!“, ruft Martina „Ein Schwein! Es läuft auf der Straße, wahrscheinlich hat es Hunger. Ach, wenn es doch nur herüber laufen würde, dann könnte ich ihm Serrano hinunter werfen!“

„Nicht von unserem besten Schinken!“, ruft der Vater, der im Home Office sein sollte, stattdessen ein Geistermatch schaut.

„Dann eben von meiner Chorizo“, sagt Martina, „die hat mir die Oma geschenkt.“

Nach dem Klatschen sitzen Mutter und Tochter in der Küche, aus dem Wohnzimmer hören sie den Vater laut das Match kommentieren.

„Weißt du noch, Martina, als wir auf dem See mit dem Boot gefahren sind?“

„Ja“, sagt Martina „und als mir mein Hut ins Wasser gefallen ist, wo der wohl ist ... Ach, Mama, könnten wir doch endlich wieder in den Park und an den See, glaubst du, das wird nie mehr sein? Und meine Freundinnen vergessen mich alle, wenn ich sie dann sehe, werde ich schon eine Frau sein.“

Ihre Mama nimmt sie in die Arme: „Nein“, tröstet sie, „osos tristes, osos tristes, in einem Jahr wird alles wieder gut, ich verspreche es dir.“

„Woher willst du das wissen, Mama?“

„Weil die Ärzte es sagen und Leute, die klüger sind als wir.“

Martina läuft auf den Balkon und singt mit ihrem tiefen Stimmchen. Auf anderen Balkonen singen Frauen und Kinder mit:

A la nanita nana, nanita ea, nanita ea ...

Mein Kind ist müde gesegnet sei sie, gesegnet sei sie ...

Zwei Rehe laufen auf der Straße zum Supermarkt. Enten mit ihren Jungen spazieren zur Apotheke.

„Die Stadt gehört den Tieren“, schreibt mir meine Freundin, „das ist schön und schrecklich zugleich. Katzen entfernen sich von der Kolonie und streichen um die Häuser, wilde Hunde suchen Futter. Keiner schneidet die Hecken und Bäume, sie wachsen und wachsen, Blumen verwelken, und neue wachsen in die verwelkten. Alle, die ich kenne, haben die Arbeit verloren, ob sie nach der Krise wieder eingestellt werden, wissen sie nicht. Wie konnte das geschehen? Ist es die Strafe, weil wir über unsere Verhältnisse gelebt haben?“

„Niemand kann das beantworten, Schuld soll uns nicht treffen“, schreibe ich ihr.

„Ich hoffe auf Deinen Besuch im nächsten Jahr! Dann tanzen wir durch das Haus, hinaus auf die Straße.“

Meine Nachbarin, sechsundneunzig Jahre alt, fragt mich über den Zaun, ob man Corona essen kann.

Lisz Hirn

Quarantänetag 29: Montag, 13.04.20

Ostermontag. Katerpause.

Q30: Dienstag, 14.04.20

Galgenhumor. Relatives Expertentum nimmt in Krisenzeiten überproportional zu. Für jede Stimmung einen anderen. „Und wer sind heute Ihre Experten: Experte Ernst, Experte Hoffnung oder Experte Trauer?“

Q31: Mittwoch, 15.04.20

Tagebuch. Es scheint mir, als würden gerade alle schreiben. Wobei alle nur für sich schreiben und nicht für die anderen, egal ob Literaturkritiker oder Krisentagebuchschreiber. Natürlich sind mit „alle“ nur die gemeint, die keine systemrelevanten Jobs haben, die müssen sich für die anderen interessieren.

Q32: Donnerstag, 16.04.20

Wien. Auf der nächtlichen Fahrt in die Stadt zähle ich bis zur Autobahnauffahrt vier Autos, sechs Rehe, zwei Hasen und ein unidentifizierbares Viech am Feld. Nur mal kurz schauen, ob alles in der Wohnung passt. Nebenbei einen Blick auf mein vergangenes Leben werfen. Es fühlt sich verboten an, als ob ich bei einem Unfall „spärchteln“ würde. Alles ok, außer bei mir. Aus Nostalgie lasse ich mir einen Espresso runter, putze die Maschine, zieh den Stecker raus und schüttele den heißen Kaffee in die Abwasch.

Q33: Freitag, 17.04.20

Schule. Wie viele Kriegskinder hat auch meine Oma nicht vom Krieg erzählt. Doch in der Heimisolation ist sie plötzlich neugierig geworden, wie das denn alles genau war. Sie „recherchiert“ (sic!). März, April 1945 wurden die Schulen geschlossen, im Mai war der „furchtbare Krieg“ aus. Ihr erster Schultag war dann Mitte Oktober. „Alles geht“, sagt sie und hofft trotzdem für die Kinder, dass die Schulen „diesmal nicht so lange“ geschlossen bleiben.

Q34: Samstag, 18.04.20

Luxus. Normalerweise reserviere ich eine Seite in meinen Notizbüchern zur Auflistung aller Orte, die ich im laufenden Jahr unbedingt bereisen will. Im alten musste ich die ganze durchstreichen. In meinem neuen traue ich mich nicht einmal, eine Seite dafür freizuhalten.

Q35: Sonntag, 19.04.20

Klima. Die Trockenheit macht die Leute am Hof unruhig. Professionelle Wetter-Apps werden stündlich gecheckt, an Bewässerungsanlagen herumgeschraubt. Dann, endlich, ein wenig Regen. Zu wenig, aber man hat sich schon daran gewöhnt. „Klimawandel halt!“ Stimmt! Vor der Coronakrise hatten wir ja noch andere Baustellen...

Lucia Leidenfrost: Corona Tagebuch (Teil 6)

14.04.2020

Welcher Wochentag ist heute? Mittwoch? Wohin gehe ich heute? Die Optionen sind beschränkt, aber vielseitiger als am Sonntag. Brauchen wir Lebensmittel, etwas aus der Drogerie? Oder Sonntag? Dann nur nach draußen zum Sport machen oder spazieren. Die Tage verschwimmen ineinander, die Bibliotheken sind immer zu, die Museen, die meisten Geschäfte. Warum ist der Wochentag so wichtig? Es ist doch so gleich geworden, in dieser Pandemiezeit.

16.04.2020

„Aufmachen“ heißt die Devise in diesen Tagen, jetzt also auch in Deutschland. Ab Montag dürfen auch hier die Geschäfte bis zu 800 qm öffnen (in Österreich sind es 400 qm, liegt es an der Bevölkerungszahl oder ist das einfach willkürlich?). Fahrradläden und Autohändler dürfen, auch wenn sie größer sind, aufmachen. Friseure ebenso, wenn sie ein Konzept für den Schutz der Kunden und Mitarbeiter gegen die Ansteckung haben. Ich freue mich ein bisschen und ärgere mich auch, weil ich genau weiß, dass das alles wenig hilft, wenn man keine Freunde besuchen darf und die Kontaktsperre aufrecht bleibt und die Kindergärten und Tagesmütter, die Grundschulen und Gymnasien geschlossen sind. Gibt es eigentlich ein Konzept für die ganzen VerkäuferInnen, die gleichzeitig ihre Kinder zu Hause betreuen müssen?

17.04.2020

Es ist 5:13. Ich liege wach, bin schon aufgewacht, bevor die Vögel ihr Konzert begonnen haben. Ich lausche dem Vogelgesang, der durchs offene Fenster kommt. Ich habe mich eingerichtet in dieser Corona-Welt, habe mich eingestellt darauf, dass das normale Leben noch sehr lange auf sich warten lassen wird. Ich schäle mich aus der Bettdecke, dem Polster. Dann stehe ich in der Küche und versuche so leise wie möglich zu sein, damit ich die anderen zwei nicht wecke. Leise sein beim Milchtopf suchen, beim Honig hervorholen, beim Kühlschrank öffnen, beim Tippen, während die Milch warm wird. Ich genieße es, ganz für mich nur mit den Vögeln und den wenigen Menschen auf der Straße zu sein, fast kein menschliches Geräusch kommt zu mir herein. Früher,

denke ich, war es um die Zeit lauter, mehr Autos, Mopeds, Radfahrer. *Früher* schreibe ich und meine vor vier Wochen.

18.04.2020

Um die Welt geht die Nachricht, dass Pandabären in Zoos seit fünf oder mehr Jahren wieder Geschlechtsverkehr haben. Auf die Jesus-Statue in Rio wird ein Arztmantel projiziert, es gibt Autogottesdienste und -kinos, in Paris darf man sich nur noch in einem Umkreis von einem Kilometer des Wohnorts bewegen und auch sonst ist alles im Ausnahmezustand. Ich besuche per Satellitenbilder mein Heimatdorf, klicke mich online durch Straßen an Urlaubsorten. Bis ein Impfstoff kommt oder ein Medikament, bis wir beinahe alle Tracking-Apps verwenden, sagen die Fachleute, wird es keine Normalität geben. Das alles leuchtet sogar ein. Online lassen wir unsere Häuser weiterhin verpixeln.

19.04.2020

Morgen beginnen endlich die Lockerungen. Ich lese in der Verordnung des Landes Baden-Württemberg, dass die Eisdielen, die Cafés und Gaststätten wieder für den Straßenverkauf öffnen dürfen. Ich denke sofort an die fahrende Eisdielen am Rhein, an ihr Glöckchen, das erklingt, wenn sie den Verkauf beginnt, an das Schlendern durch die warme Innenstadt mit einem Eis in der Hand und ich frage mich, wie genau die Leute das Eisschlecken mit Masken ausführen werden, ob sie die Masken ganz abnehmen und in ihre Tasche stecken werden oder nur unter ihr Kinn ziehen oder von einem Ohr nehmen werden und auf der Seite baumeln lassen.

Christian Mähr: Coronatagebuch 6

14.4.20: Am Karsamstag erstmals eine Ostertorte gebacken. Rezept aus der Zeitung. Rührteig mit Nuss-Schoko-Fülle, rundherum klassische Buttercreme (gleiche Teile Butter und Staubzucker glatt rühren); hier habe ich mir eine Ergänzung erlaubt und angesichts der Fettlastigkeit ein paar Tropfen Zitronenaroma spendiert. Den Abschluss bildete eine Fondantdecke, die man jetzt im

Supermarkt zu kaufen bekommt, was in meiner Jugend nicht der Fall war. Das Produkt ließ sich genau so verarbeiten wie auf der Schachtel aufgedruckt, es war nicht zu trocken, nicht schmierig, riss nicht ein, als es sich um den Tortenkörper schmiegte, die zusätzlichen Verzierungen ließen sich nach aufgedruckter Beschreibung zwanglos mit Schere und mäßig geschickten Fingern herstellen und applizieren. Ergebnis: Meine Frau, die sonst fettes Gebäck ablehnt, nahm *zum ersten Male* in unserer gemeinsamen Geschichte im Laufe der Woche nach Ostern mehrere Stücke eines von mir produzierten Backwerks zu sich, was ich, ohne mich rühmen zu wollen, auch auf das beigefügte Zitronenaroma und einen Esslöffel Rum zurückführe, denn diese Ingredienzien täuschen die speziellen Fettsensoren in der Mundhöhle und erlauben den Genuss solchartiger Kaloriengranaten – so stell ich mir das jedenfalls vor.

Ich stelle das hier als Gegengewicht zu den Corona-Tagebüchern ein, deren letzte Lieferung doch auf zunehmenden Leidensdruck der geschätzten Kolleginnen und Kollegen deutet, wobei mir nicht ganz klar ist, welche konkreten Umstände ihn begründen könnten, den Leidensdruck. Soviel ich mitbekommen habe, ist niemand, der hier schreibt, wirklich *krank*. Keine Rede von Husten, Fieber, Mattigkeit. Oder hab ich was überlesen? Ringt jemand um Luft? Ringt eine nahestehende Person um Luft? Ihr habt alle zu essen und zu trinken, niemand bedroht euch mit Waffen, ihr könnt eure Wohnungen verlassen. Ist es also die *Isolation*? Das Fehlen anderer Menschen rundherum. Ich meine nicht die wirklich Fehlenden. Das sind die Toten. Es scheint eher um etwas zu gehen, das ich soziale Staffage nennen möchte; Leute, die einfach da sind, zum Leben dazugehören. Sind sie weg, fehlt in der Tat ein Teil dieses Lebens, da scheint auch nichts zu nützen, wenn man weiß: es ist nicht für immer. Der Schmerz dieses Fehlens wäre ein guter Beweis, dass der Mensch ein soziales Wesen ist in dem Sinne, dass ihm andere fehlen können wie ein amputierter Teil des eigenen Körpers.

17.4.20: Didier Raoult, der Hydroxychloroquin-Doktor, hat es nun in die heimische Presse geschafft. Er scheint in Frankreich eine umstrittene Figur zu sei, die man gleichwohl ihrer früheren Verdienste wegen nicht übergehen kann. In Brasilien gab es Tote, die man mit einer Chloroquin-Azithromycin-Kombi be-

handelt hat; Herzrhythmusstörungen, vor denen von anderer Seite gewarnt wurde. Raoult ist Spätberufener, früher war er Seemann. Man darf einen zupackenden, problemorientierten Charakter vermuten, einen, der sich nix scheißt. Für die Seefahrt genau das Richtige, für die Medizin vielleicht nicht ganz. Unter Normalbedingungen. Die herrschen jetzt aber nicht, es zog ein Sturm auf. Die Mittel, war zu lesen, seien in Brasilien viel zu hoch dosiert gewesen. Das ist seltsam, wenn die veröffentlichten Dosen stimmen, bekamen die Patienten dieselbe Menge wie bei akuter Malaria (nach Beipackzettel). In seiner viel zitierten und kritisierten Studie hat Raoult Patienten mit verlängertem QT-Intervall ausgeschlossen – die neigen zu Herzgeschichten. Klar: Hydroxychloroquin ist giftig wie jedes Medikament, die Dosis macht das Gift.

Der Streit um das Medikament erklärt sich vielleicht aus einer Kostengegenüberstellung im Netz: Eine Tagesdosis Chloroquin lässt sich in Indien um 2 US-Cent erzeugen, Hydroxychloroquin um 8 US-Cent, das Mittel, auf das sich die meisten medialen Hoffnungen konzentrieren, Remdesivir – um 93 US-Cent. Daraus kann nun jeder die Schlüsse ziehen, die er will.

Salvete!

Robert Pfaller: Corona-Tagebuch Teil 4

Montag, 20. April

Das Virus wird vermutlich nicht nur so lange für gefährlich gelten, wie es die Risikogruppen in der Bevölkerung bedroht, sondern so lange, wie die Verantwortlichen für die Sondermaßnahmen befürchten müssen, das Gesicht zu verlieren.

Dienstag, 21. April

Lange vor Corona hatte ein Kampf um das Verständnis des öffentlichen Raumes begonnen. Die angelsächsische Fraktion begreift ihn als leeren, negativen Raum, worin das erreichbare Maximum darin besteht, vom anderen nicht belästigt, infiziert, gefährdet etc. zu werden.

Die kontinentaleuropäische Seite begreift ihn als positiven Raum, worin die Individuen etwas gewinnen können, was sie alleine oder im privaten Raum nicht aufbringen können: Höflichkeit, Eleganz, Großzügigkeit etc. Der Glamour der Plätze in italienischen Städten rührt von diesem Verständnis her. Die Menschen zeigten sich dort gerne, weil sie dort strahlender, wohlwollender und stolzer erscheinen konnten, als sie sich vielleicht selbst fühlten.

Ich fürchte, Corona steht auf der Seite des angelsächsischen Verständnisses. Die scheinbaren medizinischen Erfordernisse könnten die letzten Reste der alten europäischen Geselligkeit hinwegfegen und den Triumph der neoliberalen Trostlosigkeit besiegeln.

Benjamin Quaderer

Dienstag, 14.04.20

Eine Konsequenz der Pandemie: dass ich zu romantisieren beginne, was ich davor strikt abgelehnt habe. Einen Garten zu haben zum Beispiel, auf dem Land wohnen, Obst einkochen usw. Jetzt ist alles umgekehrt. Die Stadt kommt mir vor wie eine Legebatterie, ‚Massentierhaltung‘ ist ein Begriff, den ich manchmal denke. Wenn es so weitergeht, stelle ich bald die Mondlandung in Frage.

Mittwoch, 15.04.20

Seitdem ich das Video gesehen habe, in dem sich Ursula von der Leyen die Hände wäscht, während eine Frauenstimme (vielleicht sie selber, nachträglich synchronisiert) die Europahymne summt, glaube ich wieder an Geister. Falls ich jemals nicht an Geister geglaubt habe.

Donnerstag, 16.04.20

Am Backwarenregal bei Edeka habe ich vielleicht zum ersten Mal verstanden, was der Satz von der ‚nervösen Republik‘ bedeuten könnte. Als der Mann mit der komplett in Grün gehaltenen Fahrradbekleidung von der Frau neben ihm angesprochen wird – ‚jaja Mundschutz tragen, aber mit bloßen Händen ins

Brötchenfach greifen“ –, sieht er sie für einen Moment fassungslos an. Dann schreit er: „Meine Hände sind desinfiziert!“ „Das ist ja schön“, antwortet die Frau, „aber die Zange benutzen können Sie ja vielleicht trotzdem.“ Wie man nur so dumm sein könne, schreit der Mann, wie man nur so unfassbar dumm sein könne, und gibt der Frau den Ratschlag, nicht alles zu glauben, was Frau Merkel ihr vorsetze, „schalten Sie doch einmal Ihr Hirn ein.“ Die Frau hat sich bereits kopfschüttelnd entfernt, alle ändern tun es ihr gleich, der Mann schreit die Brötchen an, vom Ende des Gangs her kommen 2 Supermarktmitarbeiter auf ihn zu.

Freitag, 17.04

Mumblecore: die ältere Frau in der Bäckerei, die hinter dem Mundschutz kaum zu verstehen ist.

Samstag, 18.04

Nach 6 Wochen ohne Unterbruch in Berlin dachten wir, dass hinauszufahren eine gute Idee sein könnte. Wir googlen ‚Auto mieten‘ und stoßen auf irgend-einer Website auf ein Angebot, das fast zu gut ist, um wahr zu sein, wie man sagt. Dass es wirklich zu gut war und demnach nicht wahr, erfahren wir später beim Autoverleih. Weil wir über ein amerikanisches Unternehmen gebucht haben, ist das Auto nicht versichert, und mit Versicherung kostet alles doppelt so viel. Wir lassen das mit dem Auto sein und gehen stattdessen spazieren. Wie es aussieht, ist es unmöglich die Stadt zu verlassen.

Sonntag, 19.04

Neuer Anlauf. Mit einem anderen Autoverleih. Ich muss die ganze Zeit an das Hörspiel denken, das wir einmal vorhatten zu schreiben, das von einem Dorf handeln sollte, das nicht verlassen werden kann. Egal in welche Richtung man geht, man kommt immer wieder im Zentrum des Dorfes heraus, als wäre das Dorf eine Kugel. Dieses Mal gelingt es aber tatsächlich. Wir sind bald außerhalb von Berlin, fahren auf der Autobahn dahin, an den Windrädern vorbei, das ist Deutschland, Autobahn, Windräder, Raps, während die Schatten der Rotorblätter auf den Wagen herabfallen, als wollten sie uns zermalmen.

Montag, 20.04

Die Uhr am Tempelhofer Damm zeigt immer viertel vor drei. Ich gehe jeden Tag daran vorbei, aber ich scheine es nicht zu verstehen. Was, schon viertel vor drei, denke ich, wie kann das sein, bis mir einfällt, dass es hier immer so ist. Immer blauer Himmel. Immer Sonnenschein. Immer Menschen mit Mundschutz. Für immer gefrorene Zeit. Für immer viertel vor drei.

Julya Rabinowich: Echokammer 6

6. Woche, häuslicher Exzess

Mein Kind ist bei mir eingezogen. Die Schallmauer der Einsamkeit ist durchbrochen, ganz ohne Knall. Das stellt mich vor neue Herausforderungen, denn es verlangt gleichzeitig zu 100% in Ruhe gelassen und zu 100% einfühlsam betuttelt zu werden, und der Zustand, in dem ich mich befinde, erinnert mich nun an russische Märchen. In denen dem Helden oft folgendes aufgetragen wird: „Geh dorthin ich weiß nicht wohin und hol mir das ich weiß nicht was“, und meistens droht eine unschöne Bestrafung, wenn man dabei versagt. Das Kind bricht die Leere und schickt uns ins Schlaraffenland, vorübergehend. Ich koche jeden Tag mit der Hingabe eines Fünf-Sterne-Kochs. Die Küche gleicht einem Schlachtfeld, nach mehreren Tagen einem Schlachtfeld vergangener Jahrhunderte, keiner räumt auf. Ich habe mich an die Zoommeetings gewöhnt, ich habe einige Aufträge mehr als noch vor ein paar Wochen, allerdings schlechter bezahlte als üblich, um auf die Hälfte von dem zu kommen, was ich brauchen würde, muss ich ununterbrochen schreiben: ein literarischer Hamster im und nicht unterm Rad. Der Hamster benötigt viel Treibstoff in Form von Schokolade. Diese Sehnsucht ist nur eine von vielen, unglücklicherweise ist sie erfüllt, bevor ich mir diese Erfüllung überhaupt noch gewünscht habe, auch ganz märchenhaft: eine ganz erlesene Manufaktur beschenkt mich mit zwei Kilo ebenfalls erlesenster Schokolade, ich habe noch nie so viel Schokolade gehabt wie in diesen Tagen und noch nie so viel Zeit, diese zu verschlingen. Wenn ich dereinst als Rapunzel aus meinem Turm steige, werde ich Formen

tragen, die sowieso nicht durch die Turmtür gepasst hätten. Die härtesten Maßnahmen werden zurückgefahren, das verleiht das Gefühl einer trügerischen Sicherheit: alles könnte vorbei sein, bald. Ich weiß, dass es nicht vorbei sein wird. Die Grenzen sind zu, alle meine Herbstreisen wackeln, aber ich wage es, jetzt in den Wiener Prater zu gehen und den Hund ein wenig in der Sonne liegen zu lassen. Die Menschen sind entweder aufmerksam und freundlich oder ignorant und aggressiv, als hätte man die Spannung ihrer üblichen Betriebseinstellung angehoben. Manche beschimpfen uns, manche lachen uns aus, wenn wir um Abstand bitten. Ein Freund legt sich einen Stock zu, den er ausfährt, sobald sich ihm jemand nähert. Ich überlege, auch einen Stock mitzunehmen, bis ich erfahre, dass der Freund dabei auch in unbekannter Sprache schimpft und tanzt. Vielleicht führt der Stock zu Wesensveränderungen wie die Weltraumhose im Film „The wrong trousers“. Ich gehe also weiterhin unbewaffnet ins Freie und bin weiterhin Pazifistin mit Berührungängsten. In meinen Träumen begegne ich ständig Menschen, denen ich auf mannigfaltige Art und Weise zu nahe komme.

Angelika Reitzer

(16.4.)

Fluchtstrategien tauchen allerorten auf (das „Sandlerbier“ am Platz mit Kolleginnen, „Servierer“ spielen mit Freunden im wieder eröffneten Park, weil es eine Fußballvariante ohne Kontakt ist, gemeinsame Spaziergänge, bei denen der Abstand eingehalten wird, oder sich am Würstelstand „treffen“, um gemeinsam zu essen/trinken), aber was ist das für eine Flucht? Ist das nicht einfach nur die Flucht vor einem selbst, hinaus, weg aus den eigenen vier Wänden? Oder warum überhaupt Flucht?! Ist es nicht Blödsinn, den Wunsch nach Begegnung im Reallife als Flucht zu bezeichnen? Ich bin heute ins Schreibkabinett „geflüchtet“, wo ich ja auch alleine bin.

Jetzt darf ja wieder eingekauft werden, aber die Kinder und Jugendlichen müssen sich weiterhin von daheim aus beschulen lassen (*wenn* sie Zugang zu

einem electronic device UND Internet haben, was – wie man jetzt, nach fünf Wochen homeschooling auch schon bemerkt und öffentlich diskutiert! – nicht für alle der Fall ist).

(17.4.)

Heute von acht bis neun Uhr vormittags nach langer Zeit (und obwohl in der Nacht und nach dem Aufstehen Nasenbluten) wieder einmal im Belvedere-Garten gelaufen. Die Sonne scheint schon stark und ich kann mir nicht verkneifen, die Abwesenheit der Touristen als angenehm wahrzunehmen, es sind auch nur wenig andere Läuferinnen da. Dann fahren zwei Motorradpolizisten Richtung Unteres Belvedere, langsam zwar, aber sie haben etwas Martialisches in dem beschaulichen Park, wo man fast nur das Wasserrauschen aus den Schläuchen hört, weil gerade überall gegossen wird. Sogar die betonierte Brüstung lassen sich die sogenannten Ordnungshüter in Ganzledermontur auf ihren großen Maschinen hinunterrollen und ich frage mich, ob es wirklich notwendig ist, an einem Ort, an dem es verboten ist, sein Fahrrad zu schieben, die Jogger *so* zu kontrollieren.

(18.4.)

Gestern hatte ich meinen ersten Termin seit fünf Wochen. Ich war bei einer HNO-Ärztin wegen meines Nasenblutens, das zuletzt wieder so stark war, dass ich mir Witzeleien wie „Mit dem Mund-Nasenschutz zur HNO-Untersuchung, was könnte das bringen?“ gespart habe. Es ist auch in Nicht-Corona-Zeiten eine kleine Weltreise in die Seestadt, die Künstlichkeit des Zusammenlebens zwischen den Neubauhochhäusern wird durch Masken tragende Menschen (wie mich) und gesperrte Spielplätze natürlich noch potenziert.

Der Ausflug dürfte sich aber gelohnt haben, das Veröden („wie früher“, Zugang zu zeitgenössischer Chirurgie hat sie erst wieder in den nächsten Tagen, meint die Ärztin, während sie beherzt Hand an meine Nase legt, wofür ich ihr sehr dankbar bin) scheint funktioniert zu haben, außerdem konnte ich im Seestadt-Spar ein paar Päckchen Germ erstehen, die sind (in Haushaltsgrößen) auf meiner Seite der Donau immer noch ausverkauft.

Die Ankündigungen der Kunst- und Kulturstaatssekretärin sind leider eine Katastrophe. Sie beginnt gleich einmal mit einem Jeff-Koons-Zitat als Signal

ihres Zugangs zur Materie und redet wie jemand, der überhaupt keine Ahnung (Liebesszenen und Schlägereien in Theater und Film, hä?), aber leider auch keine ernsthaften Gespräche mit Kunst- und Kulturschaffenden geführt hat (die Dementis folgen dann auch gleich auf den Fuß, von den Filmschaffenden, den Kinobetreibern usw.).

(20.4.)

Zum ersten Mal nach einer gefühlten Ewigkeit erreicht mich heute eine Nachricht, die so tut, als würde es wieder gemeinsames Schaffen geben. Natürlich wird es das. Und die Frage ist weniger wann, als vielmehr wie werden wir die Beschädigungen überwinden.

Wir sind nicht aus der Welt gefallen, die Welt, wie wir sie kannten, ist uns abhanden gekommen. Und die Chronologie, der Kalender, das, was kommt, ist auch keine Hilfe, weil wir weder Übersicht noch Aussicht haben.

Der Bundeskanzler „wirbt“ dafür, *das alles* (Verfassung, Rechtsstaatlichkeit, demokratische Grundrechte) nicht so eng zu sehen, der Zweck heiligt die Mittel. Er selbst ist ein zutiefst obrigkeitstgläubiger Mensch, das ist schauerhaft und entlarvend zugleich, aber wie die Umfragewerte suggerieren, wollen eh alle, dass alle Masken tragen (wortwörtlich und metaphorisch), Politiker zuallererst (sowohl als auch). Es ist nicht in erster Linie Vernunft und Abwägung, weswegen wir alle (die allermeisten von uns) uns daran halten und uns in Quarantäne begeben haben, es ist der Wille und der Wunsch, eine Lust nach Gehorsam vielleicht sogar. Wir haben schnell gelernt, dass es nicht opportun ist, Covid-19 mit Influenza zu vergleichen, okay. Die wenigsten von uns kennen Menschen, die schwer erkrankt oder sogar gestorben sind, das ist natürlich gut und liegt statistisch daran, dass es hier wenige sind. Dennoch tun wir so, als würde eine totale Tödlichkeit von dem Virus ausgehen. Wir sind alle müde und niemand möchte darüber nachdenken, wie lange es noch dauern wird, bis es einen Impfstoff gegen Corona gibt (geschweige denn, alle Menschen geimpft werden können – oder zumindest Mitteleuropa, der Westen, der Norden?!) und/oder eine Durchseuchung wieder „normales Leben“ zulassen wird. Man muss nicht (aber man sollte) Agambens düstere und leider berechnete Kommentare lesen („Auf der Angst, das Leben zu verlieren, lässt

sich allein eine Tyrannei errichten“), um zu verstehen, was wirklich gemeint war mit diesem „Koste es, was es wolle!“ (sinnigerweise aus den Mündern der Finanzminister).

Kathrin Röggla: Diese Woche: Die Normalsterblichen

04.2020

Neue Worte: Nullpatient, Herdenimmunität, Reproduktionszahl, Seuchensozialismus, #togetheralone. Alte Worte: Folgeschäden, zweite Welle, Virus nach dem Virus. Halbneue Worte: Kriegserklärung, Remesdevir, Chloroquin, Antikörpertests. Neue Worte: Corontäne, Lockerung in Stufen, mysteriöses Vogelsterben. Halt, das gehört hier nicht rein.

Sprechen wir es aus. Das wird hier kein Ende nehmen. Gottes Strafe in Variationen. Wir werden alle sterben, nur wann? Wann wird der erste Krieg wegen Corona geführt? Vielleicht findet er schon statt? Trump und Xi Peng. Von Putin und Erdogan habe ich weniger gehört. Aber ich höre auch nicht mehr richtig zu.

Die Wortwahl hier stammt trotzdem immer seltener von mir. Ich finde nur noch massiv vorgebrauchte Wörter für mein Tagebuch vor. Die sind nun mit Sicherheit in einem Labor entworfen. Vielleicht doch dazu da, uns alle zu killen. Usw. Ich wünschte, ich könnte heute mehr Figurenrede zur Verfügung stellen. Nie ist Fiktionalisierung so leichtgefallen wie in diesen Tagen, habe ich doch noch gestern fabuliert, heute haben sich die Positionen in mir befestigt. Jetzt sage *ich* das. Aber das ist ja ein Tagebuch. Schon vergessen? Hm. Sehr alte Worte: EU-Außengrenze, Flüchtlingsdrama, Außengrenze, oh ich wiederhole mich, warum nur? Es sind doch unüberholbare Worte.

Soviel Wissen über unser Nichtwissen gab es noch nie, schreibt Menschenrechtsanwalt Wolfgang Kaleck, Jürgen Habermas zitierend. Ich bemerke, wie ich selbst kaum noch Zeit zu lesen habe. Wolfgang Kaleck fährt aber schon fort, man könne der Komplexität und den Problemen jetzt nicht mehr auswei-

chen, die wir schon vor der jetzigen Situation hatten. Warum also habe ich Schwierigkeiten, mich auf mein eigentliches Projekt nicht mehr zu konzentrieren? Über den eigentlichen Klimawandel, das eigentliche Artensterben nachzudenken, was für eine eigentliche Situation wir haben in diesem neuen Jargon der Eigentlichkeit, der ebenfalls was vorbereitet. Warum erscheinen mir Prozesse gegen Neonazis nebensächlich, die Frage nach dem Rechtsstaat klein-klein, neben den großen Coronafragen? Gesundheit rechtfertigt jetzt alles. Auch die Zementierung des Mythos der festen Grenze, der abschließbaren Territorien, wie des festen abschließbaren Körpers, in den nichts eindringen kann, was nach unserer Ansicht diese Grenze passieren darf. Wir können nur noch nach innen denken und nicht nach außen.

Meine Steuerberaterin am Telefon unterbricht mich. Ich erkenne ihre Stimme kaum. Sie wirkt so matt und genervt. Ihre Kinder bringen sie noch um, sagt sie. Wie soll sie da ihrer Arbeit nachgehen? Sie stehe kurz vor einem Nervenzusammenbruch. Der knapp Zweijährige könnte sich doch verletzen, der Sechsjährige auch. Sie zählt die Kinderunfälle in ihrer Umgebung auf, bevor wir zum Wesentlichen kommen, meiner Steuer. Sie erzählt von ihrer Schwester, die systemrelevant ist, weil sie auf einer Kinderintensivstation arbeitet, wo Kinder leben, deren künstliches Überleben von Eltern beschlossen wurde, die Ärzten nicht zuhören können, wie sie sagt, also die von Geburt an beatmet werden müssen und manchmal bis zu sechs Jahre alt werden können. In der ganzen Station gebe es sowieso nur zwei Eltern, die noch kämen, um ihre dahinvegetierenden Kinder zu besuchen. Die Geschichte ist keine Corona-Geschichte, aber sie kommt bei mir in diesen Zeiten anders an. Ethische Erwägungen liegen eben näher, überlege ich, während wir noch lange nicht beim Wesentlichen sind, meiner Steuer. Sie erzählt, wie es am Land zugeht, wo sie wohnt. Dass man sich eben nicht aufgrund der Kinder kennenlernt, wie sie sich das gedacht hat. Ihr Mann fahre morgens auf den Kartoffelacker und komme abends zurück, und das war's. Nichts mit Dorfkommunikation. Sie sei alleine. Das habe sie sich anders vorgestellt, sagt sie, und ihre Stimme klingt nicht mehr ganz so unkenntlich. Sie wird am Ende wieder halbwegs vertraut klingen, das werde ich zumindest schaffen. Nächstes Telefonat: Geschichten

vom Sterben. Also nichts Neues. Geschichten von Freunden von Freunden, immer heißt es 30 Jahre alt, topfit, keine Vorerkrankung, jetzt tot. Das erzählen zumindest jetzt die Menschen unter 35. Die Älteren haben so schon Angst, die brauchen keine jungen Fitten mehr, die sterben. Daneben muss alles durch die Corona-Übersetzung. Jemand ist krank und alle sagen: sicher Corona. Und weil die Symptome so weit gefächert sind, sagt man Corona. Jemand hat Bluthochdruck: Corona. Schlaganfall: Corona. – „Alles außer Corona“ steht bei der *Zeit* als Rubrik. Nein, ich sammle nicht einfach die dümmsten Sätze zur Krise. Das ist der Alltag einer Epoche, in der sich die schnelle Sterblichkeit nur mühsam gegen eine langsame austauschen lässt. Jemand im Hintergrund sagt: „Wissen Sie, was ein Virus ist?“ Nein, weiß ich nicht, sage ich halblaut.

Thomas Stangl

13.4. Interessanter ist es meist, das Tagebuch von jemand anderem zu führen. Morgenrituale beispielsweise zwischen Großstädten, nach sechs Wochen, Monaten, Jahren.

/

14.4.2023 Zuerst sah sie aus wie immer, und sie fragten einander, wie sie geschlafen hatten, ja, sehr gut, es ist so ruhig. Wie war die Lage in ihrer Stadt, sicher unverändert, es war noch vor dem Frühstück, sie hatte noch keine Nachrichten geschaut, gerade erst das Telefon eingeschaltet. Sie sagte, wie sehr sie ihn vermisse, wie viele Wochen waren es nun schon, er wollte mit ähnlichen Worten Ähnliches sagen, brachte aber aus irgendeinem Grund kein Wort heraus, doch mit den nächsten Sätzen löste sich wieder die Spannung. Sie ging zum Tisch, immer das Telefon in der Hand, sie schien einen Blick zur Seite zu werfen, zum Fenster, dieser Frühling war so sonnig, in ihrer und in seiner Stadt. Sie aß Weintrauben. Er war irritiert, dass sie auch die Stängel aß, was machst du, fragte er, nichts, sagte sie. Vielleicht täuschte er sich, aber im Nachhinein war ihm klar, dass das das erste Zeichen war.

/

Weshalb artikulierte er so langsam, das musste an der Verbindung liegen, Scheiß-WhatsApp. Weshalb brachte er manchmal kaum ein Wort heraus. Sie musste aufstehen und zum Fenster gehen, das Gesicht auf dem Bildschirm konnte sie mitnehmen, es folgte ihr überall hin. Die Weintrauben auf dem Tisch leuchteten in der Morgensonne. Er redete, hatte sein Mund schon immer so ausgesehen? Sie schaute seinen Mund an und versuchte sich an seinen Mund zu erinnern.

/

Nachdem sie die Telefone ausgeschaltet hatten (Ich liebe dich. Ich liebe dich auch. Bis bald. Bis bald. Küsse), war das Bild dieser Stängel immer noch in seinem Kopf. Er stellte sich vor, wie sie sich am Gaumen anfühlten; die Schwierigkeit, sie zu schlucken; er stellte sich vor, wie sie in der Speiseröhre steckten; die Schluckbewegungen und der Widerstand, den sie entgegensetzten; wie winzige Bäume. Winzige Bäume im Inneren ihres Körpers. Bis bald, bis bald, Küsse. Abends würden sie wieder miteinander telefonieren.

/

Sie stand auf und streckte sich, sie versuchte sich an seinen Mund und an sein Gesicht zu erinnern, aber etwas stand dieser Erinnerung im Weg. Das Bild auf dem Telefon oder noch etwas anderes. Der leere Teller, auf dem die Weintrauben gelegen waren, spiegelte und erschien feucht, beinahe glitschig, dachte sie. Sie konnte mit den Fingern über den Teller streichen, diese Berührung war möglich. Abends müssten sie wieder miteinander telefonieren.

/

15.4. Dieses Grau, diese merkwürdigen grauen Flecken (im Nachhinein passen sie ins Bild, dachte sie, es war ein weiteres Zeichen). Es breiteten sich merkwürdige graue Flecken auf seinem Gesicht aus, die im Lauf des Gesprächs zunächst wuchsen, ganz langsam, dann wieder kleiner und fast weiß wurden. Merkte er das denn nicht. Schaute er nie mehr in den Spiegel. Sie war so irritiert davon, dass sie kaum darauf achtete, was er redete.

- Die Situation bessert sich bei uns, sagte er. Bald darf man wieder auf die Straße gehen.

- Das ist schön, sagte sie und schaute sich um, als müsste sie sich an irgendetwas festhalten (sich festhalten an einem Lichtstrahl aus dem Fenster).

/

Sie schaut sich um, als müsste sie sich an irgendetwas festhalten, dachte er, sie redet so unbeteiligt, als ginge es sie nichts an, was er sagt. Auf seine harmlose Frage, was sie gegessen habe (ich will alles von dir wissen, Liebste, in dieser Zeit der Trennung), hatte sie nicht einmal geantwortet. Natürlich war die Frage nicht wirklich harmlos. Aber sie hatte auch das leise Zittern in seiner Stimme nicht wahrgenommen.

/

Seine dumpfe hohle Stimme. Und die Flecken im Gesicht, auf undeutliche Art schien ihr, es gäbe einen Zusammenhang. Ich muss frühstücken. Ich muss im Kühlschrank etwas zu essen suchen, etwas Frisches, Festes, etwas Festes, Frisches, Lichtes. Mach's gut, Küsse. Sie war erleichtert, als sie das Telefon ausstellen konnte. Es ist schön, mit den Füßen auf dem Boden zu stehen und sich dem Licht zu öffnen.

/

Er atmete auf. Er stellte sich vor, wie ihre Küsse jetzt schmecken würden, mit all dem.

Sie atmete auf. Sie stellte sich vor, wie seine Haut sich jetzt anfühlen würde, mit all dem.

/

16.4. Sie starrte auf sein Gesicht und gab sich Mühe, freundlich dreinzuschauen. Sie ging zum Fenster, während er redete, schaute aus dem Fenster, am Telefon vorbei, auf die leere Straße, stellte sich den Blick aus seinem Fenster vor, die leere Straße, das Haus gegenüber, wo Menschen aus dem Fenster schauten. Er redete wieder davon, dass man auf die Straße gehen könne, vielleicht heute. Ich glaube nicht, dass du heute rausgehen wirst, dachte sie. Ich glaube nicht, dass das gut wäre. Er schien jedes einzelne Wort endlos lang in seinem Mund zu zermahlen.

/

Sag mir, was du anhast, sagte er, gut, spielen wir dieses Spiel, er wollte ihren Körper vor sich haben, um ihren Blick nicht ertragen zu müssen. Zeig mir, was du anhast.

/

Sie hielt das Telefon von sich und ließ es, einen halben Meter von ihrem Körper entfernt, durch die Luft tanzen. Spielen wir dieses Spiel, was sollen wir sonst tun. Er wird es merken, dachte sie. Wie ist es möglich, dass er es noch nicht gemerkt hat.

Er dachte an Pflanzen, an Holz, an Versteinerungen, sie wird es merken, dachte er. Wie ist es möglich, dass sie es noch nicht gemerkt hat. Die Kamera zeigte Schatten, Falten, dann das Weiß ihres T-Shirts, warum war dieses T-Shirt plötzlich weiß.

/

Sie hielt das Telefon einen halben Meter vor sich, sah eine Spiegelung auf dem Display, nichts sonst, hörte seine Stimme, aber auch ein Rauschen und Knacksen, dann nur ein Rauschen und Knacksen. Zeit zum Frühstück.

/

17.4.2024, Happy End: Aber dann fragte er nur: Lässt du dir heute vom Inder liefern?

Nein, vom Koreaner.

Und es war so wie immer.

/

18.4.2025 Böses Ende. -----

Michael Stavarič: Corona-Tagebuch Teil 6

20. April 2020

Gestern sah ich auf ARTE eine Doku, die das Leben von Douglas Fairbanks thematisierte, einem Stummfilmstar aus den USA. Gemeinsam mit Charlie Chaplin gründete dieser die „United Artists“, eine weltbekannte Filmprodukt-

tionsfirma, einzig und allein mit dem Zweck, sich dem Einfluss der damaligen Studiobosse zu entziehen. Künstler sollten selbst über ihre Kunst bestimmen und sie unter jenen Produktionsbedingungen kreieren, die sie für richtig hielten; erstaunlicherweise ging das Konzept auf, die großen Zeitungen titelten lapidar, dass die Verrückten nun die Irrenanstalt (Hollywood) übernehmen, der Rest ist Filmgeschichte.

Ich weiß, es ist utopisch, doch sollten wir Künstler heutzutage (quer durch die Bank) nicht einen „United European Artists“-Verband begründen, um endlich gesammelt Einfluss auf Politik und Wirtschaft auszuüben? Wir leben – meines Erachtens – in einem Jahrhundert, in dem die Freiheit der Künste (und der Gesellschaft generell) vehement in Frage gestellt werden wird; demnach sollten wir nicht nur wachsam sein, vielmehr auch aktiv werden! Ich kann mich nur wiederholen: Es müsste eine viel größere Solidarität untereinander geben, KünstlerInnen, Kreative und EPU's aller Art sollten sich zu einem Verband zusammenschließen, damit ihre Rolle in der Gesellschaft und ihr Beitrag zum Wirtschaftsstandort Österreich (samt Mehrwert, den sie generieren) endlich eine adäquate Beachtung findet.

Interessant fand ich auch die Meldung, dass die führenden Tennisspieler der Welt (die Top 100 der ATP-Liste) solidarisch alle anderen gelisteten Spieler (ich meine, das sind gut weitere 700 Personen) mit jeweils 10.000 US-Dollar Soforthilfe unterstützen wollen, weil sie genau wissen, wie schwer es ist, vom Tennis zu leben. Das ist insofern bemerkenswert, weil es in der Kunstwelt wohl undenkbar wäre, dass sich die wirklich erfolgreichen europäischen Schriftsteller, bildenden Künstler, Sänger, Schauspieler und Co. zu einem ähnlichen Solidaritätsakt mit ihren KollegInnen auf dem Kontinent durchringen würden.

21. April 2020

Ich hatte vor einigen Jahren darüber nachgedacht, was denn meine allererste Erinnerung gewesen sein mag und kam zu folgendem Ergebnis: Es war das Licht vorbeiziehender Autoscheinwerfer (auf der Zimmerdecke), ich konnte als Kind oft nicht einschlafen und war immer froh, wenn etwas Licht die Dunkelheit erhellte. Das Licht befeuerte schon damals meine Imagination, die Lichtkegel waren gleichsam wie Leuchtfeuer, sie glichen lumineszierenden

Lebewesen einer nächtlich-dunklen Tiefsee des Kinderzimmers, sie blieben meine ersten, bis heute erhaltenen Erinnerungen.

Ich hatte mich vor Ewigkeiten mit dem tschechischen Schriftsteller Jiří Gruša unterhalten (für den ich eine ganze Weile tätig war, aber das ist eine andere Geschichte), der eine – in meinen Augen – wunderbare Formulierung fand: „Bäume sind verlangsamte Blitze.“ Diese schlichte Metapher brachte mir das Licht und die Welt später auf den Punkt, ja, ich erkannte mich selbst darin: Die Autoscheinwerfer an der Decke waren gleichsam wie Blitze, der Plafond war ihr Firmament und ich war ein kleines Pflänzchen darunter, etwas Irdisches, ein nur äußerst langsam wachsendes Etwas, Jahresring um Jahresring, ein Lebewesen, eine sich allmählich verästelnde Existenz, ein verlangsamter, schlängelnder Blitz.

22. April

Es ist so weit – heute „cover“ ich eines meiner Lieblingsgedichte:

Betretener Mann Blues (frei nach the one and only Ernst Jandl)

Ich kann die Hand nicht heben hoch zum Kurz. Why not?

Ich kann die Hand nicht heben hoch zum Kurz.

Wo ich doch weiss, egal, ob mit/ohne Lendenschurz.

Da steht der Kanzlermann vor mir und spricht. Why not?

Da steht der Kanzlermann vor mir und spricht.

Ich heb die Hand – schon wieder nicht.

Ich blicke in sein Blassgesicht. Why not?

Ich blicke in sein Blassgesicht

Das mögen neue Götter gern, doch bei mir nicht.

Die Almöschen blüh'n mir auch. Why not?

Die Almöschen blüh'n mir auch.

Ich muss sie schlucken, autsch im Bauch.

Die Normalität ist neu. Why not?

Die Normalität ist neu, hü hott!

Der Kanzler schmiert sein Honigbrot.

Schon wahr, nichts gegen das Original, aber versucht es ruhig selbst.

zertretener mann blues

ich kann die hand nicht heben hoch zum gruss. schau her:

ich kann die hand nicht heben hoch zum gruss.

wo ich doch weiss, wie schlimm das enden muss.

da steht der braune mann vor mir und schlägt. schau nur:

da steht der braune mann vor mir und schlägt.

diesmal heb ich die hand, jedoch zu spät.

ich krieche mit zerdroschenem gesicht. schau weg:

ich krieche mit zerdroschenem gesicht

vor meinem schlächter, doch ich bettel nicht.

der stiefelriese tanzt auf meinem bauch. hilf mir:

der stiefelriese tanzt auf meinem bauch.

ich fresse feuer, und ich bettel auch.

bald fällt ein knochensack ins massengrab. ho ruck:

bald fällt ein knochensack ins massengrab.

dann bin ich, wo ich meine freunde hab.

Daniel Wisser: Corona Diaries

20.04.2020

Ich werde nie wieder öffentliche Verkehrsmittel verwenden. Dabei fällt mir ein: Gibt es Gratiszeitungen jetzt nur mehr im Internet? Ein richtiger Schritt in der Müllvermeidung.

19.04.2020

Die Zuwanderer arbeiten in der Pflege und Krankenbetreuung, im Supermarkt, bei den Paketzustellern und beim Spargelstechen, während die richtigen Österreicher zu Hause sitzen, nichts tun und die zuwanderungsfeindliche Regierung anbeten. Es ist doch alles super. Es ist alles so wie vorher.

18.04.2020

Auf der Jesuitenwiese gehen sechs Jugendliche – jeder den linken und rechten Arm auf der Schulter des Nachbarn – provokant als Kette durch die Menge. Man kann sich jetzt ärgern. Man muss sich aber auch irgendwann daran erinnern, dass es einmal Subkulturen gab. Und man muss sich fragen, ob Subkulturen nicht ein gesunder Teil der Demokratie sind. Nichtwähler, Anarchisten, Ignoranten und Zerstörer muss man aushalten. Es ist wichtig, dass die Menschen etwas zerstören – und sei es (nur) sich selbst.

17.04.2020

Auf der Papstwiese fahren zwei verschiedene Polizeiautos sowie ein Polizist auf einem Motorrad ständig die Runde. Der Pollenflug ist heute dicht wie Schneefall. Der Polizist auf dem Beifahrersitz hat das Fenster offen und muss andauernd niesen.

16.04.2020

Erster Schweizerhausbesuch im Mai: Wir sitzen an einem Tisch, an dem nur jeder dritte Stuhl besetzt ist. Mit Mundschutz, Latexhandschuhen und Desinfektionssprühpistole in der Hand. Wenn der Kellner die Krügerl vom Tablett nimmt und auf den Tisch knallt, gehen die Gedanken los. An wie vielen Menschen ist er mit diesem Tablett vorbeigegangen, die möglicherweise ihre Tröpfchen in meinem Bier hinterlassen haben. Wir ziehen die Masken unter das Kinn und prostern einander zu. Auf dem Heimweg sage ich zu den Passanten

vor mir: „Bitte gehen Sie zur Seite, ich werde jetzt hier entlangtorkeln und brauche viel Platz.“

15.04.2020

Ich werde nie wieder etwas kaufen. Denn es geht auch ohne. Heute habe ich einen Drucker, den ein Hausbewohner entsorgen wollte, wieder in Gang gebracht. Ich benutze nur den Scanner, weil die Druckerpatronen leer sind. Wie immer. Der Hausbewohner sagt: „Die können Sie auf Amazon bestellen.“ Ich antworte: „Ich habe keinen Amazon-Account.“ Er schaut mich nickend an, wobei er an seiner unterm Kinn baumelnden Maske zupft: „Ich weiß, man soll dort nicht kaufen. Aber es ist halt so furchtbar praktisch.“ Leider fällt mir erst als er weg ist ein, was ich hätte antworten müssen: „Sklaverei ist sehr praktisch. Nur haben wir uns in der Demokratie dazu entschlossen, unpraktisch zu leben.“

14.04.2020

Die Müdigkeit der Bürger (man beachte das fehlende N in Müdigkeit) erhöht sich mit dem Quadrat der Inhaltslosigkeit der Regierungsmitteilungen. Inzwischen ist auch die Regierung müde geworden; müde, Inhalt durch Inszenierung wenigstens vorzutäuschen. Sie beschäftigt sich stattdessen seit neuestem auf lustvolle Weise, ihren Untertanen in governantenhafter Art zu erklären, was sie machen sollen, wohin sie im Sommer fahren müssen, womit sie sich beschäftigen könnten, wie sie Tennis zu spielen hätten und so weiter. Dabei erscheint einem das ganze Kabinett wie Betreuer einer Tagesheimstätte für Erwachsene, die übersehen, dass der Verdacht des Missbrauchs an ihren Zöglingen mit *Arial 64pt bold* auf ihrem Gesicht geschrieben steht.

Biografien

Helena Adler, geboren 1983 in Oberndorf in einem Opel Kadett. Lebt bei Salzburg. Studium der Malerei am Mozarteum sowie Psychologie und Philosophie in Salzburg. Debüt: *Die Infantin trägt den Scheitel links* (Jung & Jung 2020).

Bettina Balàka, geboren 1966 in Salzburg, studierte Englisch und Italienisch und lebt nach mehreren Auslandsaufenthalten (England, USA) als freie Schriftstellerin in Wien. Zuletzt: *Die Tauben von Brünn* (Deuticke 2019).

Birgit Birnbacher, geboren 1985 in Schwarzach im Pongau, studierte Sozialwissenschaften und lebt als Soziologin und Schriftstellerin in Salzburg. Bachmann-Preisträgerin 2019. Zuletzt: *Ich an meiner Seite* (Zsolnay 2020).

Melitta Breznik, geboren 1961 in Kapfenberg, studierte Humanmedizin, spezialisierte sich als Fachärztin in Psychiatrie und Psychotherapie. Sie lebt und arbeitet im Kanton Graubünden. Zuletzt: *Mutter. Chronik eines Abschieds* (Luchterhand 2020).

Ann Cotten, geboren 1982 in Iowa (USA), kam mit 5 Jahren nach Wien, wo sie Germanistik studierte. Lebt als Schriftstellerin, Übersetzerin und Literaturtheoretikerin in Wien und Berlin. Zuletzt: *Lyophilia* (Suhrkamp 2019).

Nava Ebrahimi, geboren 1978 in Teheran, studierte Journalismus und Volkswirtschaftslehre in Köln, lebt als Schriftstellerin in Graz. Debütpreis des Österreichischen Buchpreises 2017 für den Roman *Sechzehn Wörter* (btb 2017), Morgenstern-Literaturpreis 2019. Zuletzt: *Das Paradies meines Nachbarn* (btb 2020).

Valerie Fritsch, geboren 1989 in Graz. Schriftstellerin, Fotografin, Reisende. Kelag-Preis und Publikumspreis beim Bachmann-Wettbewerb 2015. *Winters Garten* (Suhrkamp 2015) war für den Deutschen Buchpreis 2015 nominiert. Zuletzt: *Herzklappen von Johnson & Johnson* (Suhrkamp 2020).

Monika Helfer, geboren 1947 in Au/Bregenzerwald, lebt in Vorarlberg. Sie hat zahlreiche Romane, Erzählungen und Kinderbücher veröffentlicht. *Schau mich an, wenn*

ich mit dir rede (Jung & Jung 2017) war für den Deutschen Buchpreis nominiert. Zuletzt: *Die Bagage* (Hanser 2020).

Lisz Hirn, geboren 1984, studierte Geisteswissenschaften und Gesang. Sie ist als Philosophin, Publizistin und als Dozentin in der Jugend- und Erwachsenenbildung tätig sowie als freiberufliche Künstlerin an internationalen Kunstprojekten und Ausstellungen beteiligt.

Lucia Leidenfrost, geboren 1990 in Frankenmarkt (OÖ), studierte Germanistik, Skandinavistik und Linguistik in Tübingen. Lebt in Mannheim. Debüt: *Wir verlassenen Kinder* (Kremayr & Scheriau 2020).

Christian Mähr, geboren 1952 in Feldkirch, studierte Chemie und war jahrelang als Journalist (ORF, Ö1) tätig. Seit 2010 ist er freier Schriftsteller. Er lebt in Dornbirn. Zuletzt: *Carbon* (Braumüller 2020).

Robert Pfaller, geboren 1962 in Wien, studierte Philosophie, ist nach Gastprofessuren in Chicago, Berlin, Zürich und Straßburg Professor für Philosophie und Kulturwissenschaft an der Kunstuniversität Linz. Zuletzt: *Erwachsensprache. Über ihr Verschwinden aus Politik und Kultur* (S. Fischer 2017).

Benjamin Quaderer, geboren 1989 in Feldkirch, aufgewachsen in Liechtenstein, studierte Literarisches Schreiben in Hildesheim und in Wien. Arbeitete für die Literaturzeitschrift „BELLA triste“ und das „PROSANOVA 2014 – Festival für junge Literatur“. Debüt: *Für immer die Alpen* (Luchterhand 2020).

Julya Rabinowich, geboren 1970 in St. Petersburg, lebt als Autorin, Bildende Künstlerin, Dolmetscherin und Kolumnistin (*Der Standard*) in Wien. Zuletzt: *Hinter Glas*. Jugendroman (Hanser 2019).

Angelika Reitzer, geboren 1971 in Graz, studierte Germanistik und Geschichte, lebt in Wien. Schriftstellerin, Lehrtätigkeit am Institut für Sprachkunst an der Universität für Angewandte Kunst Wien. Zuletzt: *Obwohl es kalt ist draußen*. Roman (Jung und Jung 2018).

Kathrin Röggl, geboren 1971 in Salzburg, lebt in Berlin-Neukölln. Schreibt Prosa, Hörspiele und Theatertexte. Zuletzt: *Der Elefant im Raum* (Akademie der Künste 2019).

Thomas Stangl, geboren 1966 in Wien, studierte Philosophie und Hispanistik und lebt und arbeitet in Wien. Schillerpreis 2019. Zuletzt: *Die Geschichte des Körpers: Erzählungen* (Droschl 2019).

Michael Stavarič, geboren 1972 in Brno, studierte Bohemistik und Publizistik / Kommunikationswissenschaft, lebt als freier Schriftsteller, Literaturkritiker, Übersetzer und Dozent in Wien. Zuletzt: *Fremdes Licht* (Luchterhand 2020).

Daniel Wisser, geboren 1971 in Klagenfurt, lebt als Autor und Mitglied des Ersten Wiener Heimorgelorchesters in Wien. Für seinen letzten Roman *Königin der Berge* (Jung und Jung 2018) erhielt er den Österreichischen Buchpreis 2018 und den Johann-Beer-Preis 2018.